

Robert Feustel · Universität Leipzig · r.feustel@uni-leipzig.de

Eine andere Ordnung der Dinge?

Foucault, Baudrillard und die Kybernetik

Michel Foucault's connection of power and subjectivity has been an influential tool for analyzing and criticizing modern societies. However, there is reasonable doubt concerning the question if knowledge and power are still linked the way Foucault described it. Hasn't there been a major epistemological shift resulting from discourses formed by cybernetics? Has already a new "order of things" been implemented? In order to discuss these questions, the paper focuses on Jean Baudrillard's polemic *Oublier Foucault* from 1977.

KEYWORDS

baudrillard, cybernetics, foucault, information, power

HOW TO CITE

Robert Feustel: "Eine andere Ordnung der Dinge? Foucault, Baudrillard und die Kybernetik", in: *Le foucaldien*, 1/1 (2015), DOI: 10.16995/lefou.7

Contents

1. Das Subjekt der Gegenwart.....	3
2. Der Moment des Übergangs	4
3. Eine andere Macht: Information	7
4. Foucault nach Foucault: Was bleibt?	9

"Die Theoretisierung der Transformation erfordert eine Transformation der Theorie", schrieb Ulrich Beck anlässlich einer Laudatio auf Zygmunt Bauman.¹ "Es ist keine Schande zu bekennen", fährt er fort, "dass auch uns Sozialwissenschaftlern die Sprache versagt, angesichts der Wirklichkeit, die uns überrollt." Irgendwie passen die vielen, klugen Versuche, die Welt und die Macht, die Gesellschaft und das Subjekt einzufangen und abzubilden, nicht mehr zu dem, was Beck zu Beginn des 21. Jahrhunderts beobachtet.² Irgendwie greifen die alten Werkzeuge nicht mehr, und Beck startet einen emphatischen Aufruf an die Theorie (wer auch immer das sein soll), endlich aus dem Windschatten des 20. Jahrhunderts zu treten.

Damit ist explizit auch Michel Foucault gemeint, der, wie kaum ein anderer, Seminare verschiedener Disziplinen bevölkert und eine ganze Denkungsart im Zeitgeist abgelegt hat. Nicht zuletzt deshalb ist das Thema "Was heißt: Foucault historisieren?" gut gewählt, auch weil zunächst die Frage drängt, was es genau heißen soll, etwas oder jemanden zu historisieren. Beck hantiert zwar nicht mit dem Begriff, schlägt aber der Sache nach so etwas vor: Historisieren wir die alten Theorien, das heißt, befragen wir sie danach, was sie uns heute, für die gegenwärtigen Gesellschaften und ihre Konflikte noch sagen können. Für Beck hieße Historisieren also, Autoren und Werke auf ihre Gegenwartstauglichkeit zu überprüfen, sie gegebenenfalls zu modifizieren oder fallen zu lassen. Anders formuliert ginge es um eine mögliche oder unmögliche Aktualisierung mit einem konkreten Ziel: Die Gegenwart theoretisch einzuholen.

Historisieren kann allerdings auch heißen, Autoren und Werke in ihrem historischen Kontext einzubetten, ihre Querverweise und Anknüpfungspunkte herauszuschälen und damit genauer auszuleuchten, was – in unserem Fall – Foucault um- und angetrieben haben könnte. Das ist ohne Zweifel eine legitime Arbeit am historischen Material. Ein solcher Zugang, der eine Einbettung antizipiert und das Vergangene besser verstehen will, läuft bisweilen auf zwei Fallen zu: Einerseits ist die Grenze zur theoretischen Nabelschau fließend, andererseits überlagert mitunter Biographisches die Frage nach der Bedeutung der Texte. Gerade im Fall Foucaults erscheint das bisweilen paradox, hatte gerade er doch die Maxime "Wen kümmert's, wer spricht?" ausgegeben und den maskierten Philosophen beschworen, um vom Autorensujet möglichst Abstand zu gewinnen und die Macht des Diskurses zu fokussieren. Es spricht also einiges dafür, Historisierung als möglicherweise scheiternde Aktualisierung aufzufassen.

Die von Beck in den Ring geworfene Entstaubung der Theorie wäre freilich ein Riesenthema bzw. ein ganzes Forschungsprogramm. Die folgenden Ausführungen werden bestenfalls eine homöopathische Dosis davon liefern, indem sie versuchen, einige von Foucaults Denküben auf ihre Angemessenheit für heutige Gesellschaften zu überprüfen. Konkret: Die Mikrophysik der Macht und ihre (theoretische wie praktische) Kritik. Die nicht ganz neue These ist, dass erstens Foucaults Machtkonzeption von einem kybernetischen Wissen überformt wurde und dass zwei-

¹ Ulrich Beck: Sinn und Wahnsinn der Moderne, in: *taz* (14. Oktober 2014), URL: <http://taz.de/Soziologe-Zygmunt-Bauman/!5031155/>.

² Beck sprach konkret die neuen geostrategischen Bestrebungen des Islamischen Staats an, sah darin aber vor allem den Ausdruck einer neuen politischen Großwetterlage, für welche die Theorie keine Sprache habe.

tens aus den Körpern der produktiven Macht die reine Immanenz von Regelkreisen und Informationsflüssen wurde. In direkter Reaktion auf Foucaults Analysen zum Gefängnis und zur Sexualität,³ wirft ihm das (und einiges andere) Jean Baudrillard bereits 1977 vor und entwickelt eine – von heute besehen – durchaus stichhaltige Argumentation, warum man damals schon Foucault hätte vergessen sollen: Weil er, ohne es zu bemerken, der Macht ein theoretisches Gewand näht und ihre Verfeinerung unabsichtlich unterstützt. Weil es andererseits auch Einwände gegen Baudrillard gibt und weil der Bogen um Foucault letztlich nicht so einfach zu schlagen ist, wird seine Aktualisierung als produktiver Verrat zu verhandeln sein.

1. Das Subjekt der Gegenwart

Lucy gerät durch dumme Zufälle in die Hände eines Drogenbarons, der ihr ein Kilogramm des völlig neuen Wirkstoffs CPH4 in einem Beutel unter die Bauchdecke einpflanzen lässt. Sie soll die teure Ware nach Europa bringen. Unterwegs jedoch wird sie angegriffen, und der Beutel platzt. Niemand ahnt, was CPH4 in einer extremen Dosierung für Effekte haben wird. Mit der ersten Welle der Droge entwickelt Lucy überragende koordinatorische Fähigkeiten. Mit jedem weiteren Schub erobert sie neue Areale ihres Gehirns. Sie beginnt weit über bekannte menschliche Fähigkeiten hinauszugehen. Bald steuert sie elektromagnetische Strahlungen. Sie kontrolliert Telefone, Radios und Bildschirme und überwindet, fast im Star-Trek-Stil, die Differenz zwischen Materie und Energie. Auch Schwerkraft und Zeit entpuppen sich als relational: Sie sind ein Konstrukt rasant zirkulierender Informationen. Lucy kontrolliert beide. Am Ende mutiert sie zu einem körperlosen Supercomputer, der Raum und Zeit überschritten hat. Sie hat den Bio-Ballast abgeworfen und existiert als gottgleiche Maschine, als gigantisches Informationsverarbeitungssystem. All das entspringt nicht der Kraft einer wundersamen Droge. Der Stoff ist nur der Katalysator. Er bereitet Lucy den Weg, um ihr gesamtes neuronales Potential auszuschöpfen und die menschliche Hülle zu verlassen. Das heißt auch, dass prinzipiell jeder Mensch in Lucys Sphären aufsteigen und sich selbst digital transzendieren könnte.

Welche Vision Luc Besson als Regisseur des Films *Lucy* auch immer vor Augen hatte, er porträtiert in zugespitzter Form ein zeitgenössisches Bild des Subjekts: Es handelt sich um eine kybernetische Maschine, die bereits klug genug ist, das eigene Gefängnis zu erkennen. Noch allerdings fehlt ihr die Kraft, um die Zumutungen von Zeit und Materie und die alten Kamellen von Selbst, Seele und Geist zu verlassen. Besson deckt noch keinen Diskurs ab, dennoch zeigt das zeitgenössische Bild des Menschen notorisch kybernetische Konturen. Es gibt viele Beispiele: Burn-out etwa, die Modekrankheit der Gegenwart, wird allzu gern als Versagen eines Regelkreises verstanden. "Pausentaste" und "Default-Modus" sind typische Metaphern. In einem Ratgeber heißt es:

³ Vgl. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, übers. v. Walter Seitter, Frankfurt/M: Suhrkamp 1977 [franz. 1975] und ders.: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter, Frankfurt/M: Suhrkamp 1987 [franz. 1976].

[N]ach neuesten Erkenntnissen [sind beide] sehr wichtig, um in unserem Kopf aufzuräumen und Freiraum für neue Ideen zu schaffen. [...] Ohne Internetverbindung können wir am Computer nur mit den internen Daten der Festplatte arbeiten. In gleicher Weise schaltet auch unser Gehirn auf einen internen Betrieb um, ohne Signale von außen. Es sichtet, sortiert und beschäftigt sich dann nur mit den vorhandenen Informationen. Neue Informationen werden organisiert, geordnet und sinnvoll in das bestehende Gedankennetz eingebunden.⁴

Nicht nur Denken und Gehirn werden mit einer informationstheoretischen Morphologie seziert; auch der Körper erscheint vorrangig als Ausdruck von Nullen und Einsen. So schreibt Barbara Duden: "Heute steht der Körper im Fluchtpunkt technogener Konstrukte". Diese beanspruchen "Deutungsmacht [...]. Mit Immunsystem, Gen und Synapsenschluss wandern Konstrukte, die der Informationstheorie [...] entsprangen, unter die Haut."⁵ Und das mittlerweile für Leben, Liebe, Arbeit und Sport typische sozialtherapeutische Interventionsmuster – falls etwas schief läuft – heißt Coaching. Es basiert in seiner theoretischen Kontur ebenfalls auf kybernetischen Modellen.

All diese Bilder des Menschen haben wenig mit Foucault zu tun. Genauer: Mit Foucaults Analysen zum Gefängnis, zur Psychiatrie, zur Sexualität bzw. zu Macht und Disziplinierung. Auch die von Foucault so wunderschön analysierte "transzendental-empirische Dublette" scheint sich in die reine Immanenz von Regelkreisen und Informationsflüssen aufzulösen. Die Selbstbeobachtung des sprachbegabten Wesens ist nicht mehr wundersam, rätselhaft und irgendwie metaphysisch. Sie wird eher als Feedbackschleife verstanden. Die Philosophie ist damit aus dem Rennen, weil die Informationstheorie die vermeintliche Letztbegründung liefert. Es geht nicht mehr um Seele und Körper, die von der Macht behauen und auf spezifische Weise hervorgebracht werden. Vielmehr gleicht der Mensch eher einem bestenfalls sich selbst regulierenden Informationsknoten in einer komplett vernetzten Welt.

2. Der Moment des Übergangs

Diese Entwicklungen sind nicht neu. Sicher hat die virale Ausbreitung digitaler Rechenmaschinen erheblich dazu beigetragen, Mensch und Computer erkenntnistheoretisch in einen Topf zu werfen. Jene Prozesse, die unter dem Label "Big Data" gegenwärtig an Fahrt gewinnen, werden ein Übriges tun. Der epistemische Kurzschluss von informationsverarbeitenden Maschinen und Menschen ist dennoch deutlich älter, und die Wissenschaftsgeschichte beginnt seit einigen Jahren, ihn in seiner ganzen verworrenen und teils widersprüchlichen Tragweite aufzuarbeiten. Dass die Kybernetik das epistemische Fundament der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts liefert, ist also keine wirklich neue Einsicht. Welche Konsequenzen dies allerdings hat und was wir

⁴ Julitta Rössler: *Raus aus Hamsterrad und Tretmühle*, Freiburg: Kreuz Verlag 2012, S. 14.

⁵ Barbara Duden: *Per analogiam carnis: Zeitgeschichte diesseits und jenseits der Haut*, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*, Teilband I, Frankfurt/M / New York: Campus 2008, S. 91–108, hier S. 91.

– im langen Schatten der Kybernetik gewissermaßen – noch mit Foucault anfangen können, muss noch Gegenstand der Forschung sein. Ketznerisch ließe sich die Frage stellen, ob uns Foucault vielleicht auf die falsche Fährte gelockt hat, wenn es um die Analyse von Macht und Herrschaft und um das Denken des Denkens geht.

Jean Baudrillard jedenfalls hatte bereits Ende der 1970er Jahre mit einiger Emphase versucht, seinem prominenten Kollegen die Aktualität abzusprechen. Die Streitschrift *Oublier Foucault* von 1977 ist wohl der erste Versuch, Foucault zu historisieren, also das Thema aufzuwerfen, das knapp 40 Jahre später mit einem öffnenden Fragezeichen den Schwerpunkt unserer Tagung rahmte. Kurz nach Veröffentlichung seiner weniger populären Schrift *Der symbolische Tausch und der Tod* knöpft sich Baudrillard den Star der Theorie vor und will ihn fachgerecht zerlegen. Die Tonlage im Titel ist scharf und weist über eine Einordnung in den historischen Kontext hinaus. Nicht historisieren, sondern vergessen wir Foucault! Der Grund ist einfach: Baudrillard liest seinen prominenten Kollegen im Kontext der 60er und 70er Jahre als politischen Denker, als linken Kritiker der Zeit und nicht – wie mittlerweile üblich – als überaus prägende Figur der Theoriegeschichte.⁶ Wenn dann das theoretische Gebäude falsch und kontraproduktiv ist, darf man einen so einflussreichen Kopf nicht nur der Geschichte überlassen, sondern man muss ihn aktiv vergessen.

Der Zeitpunkt von Baudrillards Veröffentlichung schränkt zudem sein Ziel ein: Das gesamte Spätwerk Foucaults (die Gouvernamentalität usw.) ist noch nicht geschrieben. Es geht ihm also um den bis heute prominenteren Foucault, der Gefängnis, Psychiatrie, Schule und Sexualität als Orte produktiver Macht analysiert. Es geht um die "Mikrophysik dieser Macht" und – etwas vermittelt sicherlich – um *Die Ordnung der Dinge*.⁷ Bezogen auf *Der Wille zum Wissen* schreibt Baudrillard: Hinter dieser Schrift, "die zu schön ist, um wahr zu sein, [zeichnet sich] die Erkenntnis ab, daß dieses Zeitalter insgesamt schon auf der Kippe stehen muss, wenn es möglich ist, derart endgültige Einsichten über die Macht, die Sexualität, den Körper und die Disziplin bis hin zu deren äußersten Metamorphosen auszusprechen."⁸ Foucaults Analysen sind zwar im Prinzip nicht falsch, aber unzeitgemäß, weil sich anders die Präzision und Klarheit der Beschreibung nicht erklären ließe. Foucault steht also schon an der Schwelle zu einer neuen Ordnung. Und sein Fehler ist es, dies nicht zu bemerken. Merkwürdig unabsichtlich unterstützt Foucault die Macht damit sogar, statt sie zu kritisieren. Er spielt ihr mit der Erkenntnis in die Hände, sie produziere ihre Subjekte, statt sie zu unterdrücken.

Foucault steht also auf der Grenze zu einer neuen Zeit. Gilles Deleuze hat in seiner Schrift zu Foucault dessen Denken ebenso an einer Grenze verortet: Am oder auf dem Rand des Diskur-

⁶ Selbst das Genre "Theorie" hat eine Geschichte, vgl. Philipp Felsch: *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte*, München: C.H. Beck 2015.

⁷ Vgl. Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt/M: Suhrkamp 2003 [franz. 1966].

⁸ Jean Baudrillard: *Oublier Foucault*, übers. v. Heinz Feichtinger u. Horst Brühlmann, München: Raben 1983 [franz. 1977], S. 10–11.

ses.⁹ Es scheint zwingend, eine Idee der Grenze einzuführen, da sich, wenn überhaupt, nur so die inhärente Spannung des Sprechens über Macht und Wahrheit auflösen lässt. Es geht um die simple Frage, aus welcher Sprecherposition heraus die Wahrheitsspiele der Macht feinsinnig analysiert werden können. Foucault ist immer mit dem Problem konfrontiert, das Wissen als Machteffekt zu decodieren und gleichzeitig auf irgendeine Weise selbst wahr zu sprechen – und wenn er nur die Wahrheit über die Wahrheit zum Ausdruck bringt. Er will nicht in die Falle einer übergeordneten, einer transzendenten Perspektive tappen, in deren Folge das eigene Denken sich wieder als metaphysisch entpuppen würde. Stattdessen kommt die Grenze ins Spiel, auf der Foucault eine erhöhte (oder überhöhte) Position einnehmen kann. Diese zeigt ihm die Fundamente des Wissens und dessen Machtwirkungen.

Wir haben also zwei Annahmen einer Grenze: Die eine erkenntnistheoretisch und spekulativ (Deleuze), die andere historisch und spekulativ (Baudrillard). Es ist für sich genommen dennoch schlüssig, eine "Beobachtung zweiter Ordnung" erst im Moment der Transformation etablieren zu können. Baudrillard betont, dass es Foucault nicht um ein exploratives Abtasten der Gegenwart geht, sondern um eine detailgenaue Archäologie. Diese reißt nicht nur einen groben Problemhorizont auf und stellt offene Fragen und deutet den Stand der Dinge mit vollem Risiko. Vielmehr erfasst sie die Funktionsweise produktiver Macht bis ins kleinste Detail und bringt ihre gleichsam vollständige Systematik ans Licht. Genau dies ist innerhalb eines epistemischen Settings schwer denkbar.

Wenn Diskurse das unfassbare Reale mit Bedeutung versehen und gleichzeitig ihre Maschen der Macht entfalten, ist die Position des Kritikers instabil und schwankend. Dann ist eine mehr oder weniger umfassende Gesellschaftsanalyse die berühmte Quadratur des Kreises. Nur mit der Differenzierung zwischen einem explorativen Philosophieren und Foucaults Bis-ins-Detail-Analysieren kann Baudrillard einem Dilemma aus dem Weg gehen. Schließlich könnte man seine Kritik an Foucault auch gegen ihn selbst richten. Wenn er das Zeitalter der Simulation aufruft, wäre also die Anmerkung keineswegs deplatziert, er könne dies nur im Moment der Transformation tun. Erst an jener Grenze, wo die Simulationsmacht schon nicht mehr ist. Es gibt keinen Ausweg aus dem Dilemma, entweder wahr (über die Wahrheit oder etwas anderes) sprechen zu wollen oder andernfalls zu schweigen.

Schließlich: "Ein Diskurs ist ein Diskurs, aber seine Funktionsweisen, Strategien und Mächtschaften sind doch real", schreibt Baudrillard, indem er Foucaults Analysen auf ihren Kern reduziert. "Die hysterische Frau, die perverse Erwachsene, das onanierende Kind, die ödipale Familie: reale historische Anordnungen, [...]. Und tatsächlich, *es hat sie einmal gegeben*."¹⁰ Die spezifischen Macht-Wissen-Komplexe haben in der Moderne eine tatsächliche Beziehung zu realen Körpern und Subjekten unterhalten. Diese waren einer straffen Disziplinierung und Anordnung unterworfen. Die Ebene der Repräsentation, das Zeichen hatte ein Signifikat, einen

⁹ Vgl. Gilles Deleuze: *Foucault*, übers. v. Hermann Kocyba, Frankfurt/M: Suhrkamp 1992 [franz. 1986].

¹⁰ Baudrillard: *Oublier Foucault*, S. 17.

Körper als Pendant. Und Foucaults "Einübung" des Wissens war eine reale, weil physische und konfrontative Praxis.

Doch das 19. Jahrhundert ist zu Ende und die Dinge haben sich geändert. Was auch immer Baudrillard sonst mit Foucaults Texten anstellt, die Annahme einer Transformation des Wissens oder der Episteme hat heute, knapp 40 Jahre später, jedenfalls nicht an Plausibilität eingebüßt. Das eingangs beschriebene Subjekt der Gegenwart – Lucy – ist eher eines der Codes und Zeichen. Der schlafende Riese Kybernetik, der von der Wissensgeschichte in den letzten Jahren wachgeküsst wurde, spielt bei dieser Verschiebung eine gewichtige Rolle. Mit ihr, so ließe sich zuspitzen, etabliert sich eine neue Macht, vielleicht sogar eine neue Ordnung der Dinge, die ihren Widerhall in der heutigen Informationsgesellschaft findet. Und Foucault, der scharfe politische Kritiker, hat dieser neuen produktiven Macht der Codes womöglich unabsichtlich in die Karten gespielt.

3. Eine andere Macht: Information

Das mittlerweile so alltägliche "epistemische Ding"¹¹ Information steht im Zentrum kybernetischer Debatten. Diese beginnen in den späten 1940er Jahren und werden in den darauffolgenden zwei Jahrzehnten zum popkulturellen Ereignis. Ich muss hier nicht die Geschichte der Kybernetik erzählen; und die gegenwärtig herausragende Bedeutung des Begriffs Information steht ebenfalls außer Frage. Wie tief die Kybernetik allerdings ins Gewebe des Wissens eingickert ist, scheint immer noch wenig bekannt. Sie infiltrierte mit ihrem regelungstechnischen Denken und der Nivellierung von Immanenz und Transzendenz sogar die US-amerikanische Counterculture der 50er und 60er Jahre. Timothy Leary, die wohl berühmteste Figur der psychedelischen Revolution, sprach unaufhörlich von einem elektronischen und digitalen Zeitalter. Am Ende seiner Tage brachte er es auf den Begriff und sprach vom "Homo sapiens cyberneticus"¹², der in naher Zukunft die Welt zu einem besseren Ort machen werde. Die Allgegenwart eines regelungstechnischen Begriffs wie Feedback ist gewissermaßen symbolisch. Lucy und ihre Geschichte sind der unmittelbare Effekt einer kybernetischen Ordnung der Dinge. Ohne Norbert Wiener, Walter Pitts, Heinz von Foerster und die vielen anderen wäre die psychedelische Bewegung nicht – oder ganz anders – in Gang gekommen; und der Film *Lucy* von 2014 wäre nicht über die Kinoleinwände geflimmert.

Dabei ist anfänglich schwer umstritten, was heute selbstverständlich scheint: Die Bedeutung des Begriffs "Information". Ohne hier in die Untiefen der Informationstheorie hinabzusteigen, will ich nur zwei in diesem Kontext prominente Definitionen ansprechen. Diese verdeutlichen, wie unklar Information war und – genauer besehen – immer noch ist. Für den berühmten Mathematiker Claude Shannon, auf den das Theoriegebäude gebaut ist und der als erster die Ein-

¹¹ Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001 [engl. 1997].

¹² Timothy Leary: *The Politics of Self-Determination*, Berkeley: Ronin 2000, S. 95.

heit Bit für *binary digit* schriftlich festhielt,¹³ hat Information weniger damit zu tun, was gesagt oder übermittelt wird. Vielmehr umschreibt der Begriff, was gesagt oder übermittelt werden könnte. Information ist ein Maß für die Freiheit der Wahl, wenn jemand eine Botschaft übermitteln will.¹⁴ Wenn ich also in einer Bar stehe und 16 verschiedene Gin-Sorten zur Wahl habe, ist diese Situation, dieser Moment von 4 Bit (24) Information durchtränkt. Meine Entscheidung hebt die Information auf und sendet eine Nachricht. Information ist also ein zeitweiliger Zustand der Wahl: Je mehr Optionen, um so mehr Information. Wiener und – etwas später – Leon Brillouin halten dagegen und drehen den Spieß um: Information ist quasi gegenständlich geworden.¹⁵ Sie ist Ergebnis eines Entscheidungsprozesses. Umso weniger Möglichkeiten (oder Bits) in Bezug auf ein Problem zur Wahl stehen, desto höher ist der Informationsgehalt. Dieser erreicht schließlich einen Maximalwert, wenn nur noch eine Option im Spiel ist. Wenn ich mich also für eine Sorte entschieden habe, kann ich diese Information übermitteln.

Seit diesen Diskussionen hat sich das "epistemische Ding" Information sukzessive in die Ordnung des Wissens eingebrannt. Die schroffen Differenzen bezüglich der Frage, was Information eigentlich meint, sind hier nur eingeflossen, um deutlich zu machen, dass auch Information ein vorläufiges Konstrukt, ein gleitender, ein leerer Signifikant ist. Seine Prominenz und Selbstverständlichkeit im zeitgenössischen Denken wirkt, so besehen, um so erstaunlicher. Information ist ein Steppunkt, der ein ganzes Netz an Wissensbeziehungen um sich weiß: Von der neuronalen Maschine namens Gehirn, über das Immunsystem bis zu den digitalen Finanzmärkten, die in Echtzeit Informationen verarbeiten (wenn nicht gar direkt mit ihnen handeln).

Wir haben es also mit einer anderen Macht zu tun. Deleuzes' Kontrollgesellschaft weist sicherlich in diese Richtung. Mir scheint jedoch, als habe sich ein informationstheoretisches Wissen viel tiefer im Diskurs der Zeit eingenistet. Kontrolle ist dann nur noch ein Oberflächenphänomen. Vielleicht hilft diese Perspektive bei der Suche nach einer Antwort auf die Frage, warum selbst der kritische Bürger vergleichsweise wenig gegen Totalüberwachung und ein perfektioniertes Marketing mithilfe riesiger Datenmengen und Payback-Punkten einzuwenden hat. Wenn das Wissen des Menschen von sich und von der Gesellschaft informationstheoretische Konturen trägt, dann sind Kontrolle als Überwachung und Prognose als Marktforschung systemimmanent und nur zu logisch.

All das scheint Baudrillard geahnt zu haben, dessen theoretische Versuche zielsicher in einen Taumel führen sollten. Die Ordnung der Codes und Zeichen sei nur zu durchbrechen, wenn man sie beschleunigt und in immer neue Widersprüche verwickelt. Foucault dagegen leiste der Macht mit seiner feinen und geradlinigen Analytik gute Dienste, statt über sie hinauszugehen. Er

¹³ Claude Shannon / Warren Weaver: *The Mathematical Theory of Communication*, Urbana: University of Illinois Press 1949.

¹⁴ "[T]his word information in communication theory relates not so much to what you do say, as to what you could say. That is, information is a measure of one's freedom of choice when one selects a message." (Warren Weaver: *Recent Contributions to the Mathematical Theory of Communication*, in: Shannon / Weaver: *The Mathematical Theory of Communication*, S. 100).

¹⁵ Vgl. Leon Brillouin: *Science and Information Theory*, London: Academic Press 1956 und Norbert Wiener: *Cybernetics, or control and communication in the animal and the machine*, Cambridge: MIT Press 1948, bzw. ders.: *Mensch und Menschmaschine – Kybernetik und Gesellschaft*, Frankfurt/M: Alfred Metzner 1958.

habe eine schöne, eine viel zu schöne Geschichte geschrieben. Diese Geschichte erlaubt es der Macht (wer oder was auch immer das sein soll) bestenfalls, sich über sich selbst klar zu werden oder sich als solche zu erfinden. Vielleicht hat Baudrillard Recht. Vielleicht hätte man Foucaults Geschichte der Gegenwart tatsächlich als Geschichte einer vergangenen Gegenwart lesen sollen.

Baudrillard geht allerdings noch einen bedenkenswerten Schritt weiter. Er antizipiert eine "merkwürdige Komplizenschaft" zwischen Foucault und der Kybernetik.¹⁶ Die Mikrophysik der Macht entspricht auf gleichsam verborgene Weise den kybernetischen Codes. Alles läuft auf ein Produzieren hinaus, auf ein Sichtbarmachen. Das Verborgene und Verführerische wird von der Mikrophysik der Macht verdrängt oder ausgesperrt. Und der Wunsch wird als Produkt kontingenter Codes konzipiert. Foucaults Analysen sind demnach vielleicht keine linke politische Kritik mehr, sondern nähren den neuen Geist des kybernetischen Kapitalismus. Baudrillard schreibt: Foucault "wird dazu beigetragen haben, eine Macht zu erreichen, die zur selben Ordnung gehört und in derselben Weise funktioniert wie der Wunsch."¹⁷ Claus Pias hatte es vor einigen Jahren bereits deutlich formuliert: Foucaults Tod des Menschen war von der Kybernetik bereits eingeläutet worden. Die "anthropologische Illusion" war bereits einer informationstheoretischen Ordnung des Wissens gewichen.¹⁸ Doch wenn dem so ist, lässt sich die Mikrophysik der Macht als Baustein kybernetischer Phantasien lesen. Wenn das Subjekt oder das Selbst mit seinen Leidenschaften und Wünschen heute Gegenstand neoliberaler Machttechnologien ist, dann basiert dies indirekt auf einer Machtanalytik, die von Foucault vorgelegt wurde.

4. Foucault nach Foucault: Was bleibt?

Die Argumentation, dass die Maschen der Macht entweder erdichtet sind oder erst im Übergang analysiert werden können, hat allerdings einen doppelten Boden. Sie bringt es unweigerlich mit sich, auch den Befund einer kybernetischen Ordnung der Dinge an einer Grenze zu vermuten. Ob wir heute bereits das Ende des Informationszeitalters erahnen könnten, ist wenigstens unsicher. An diesem Punkt bricht die Argumentation schließlich zusammen. Baudrillard würde dies allerdings wenig stören.

Bleibt die Einsicht, dass sich Foucault selbst mit Wonne historisiert hätte. Der Fehler oder die Ungenauigkeit der hier entwickelten Argumentation liegt freilich darin, dass sie ohne Foucaults "Unerbittlichkeit der Historizität" nicht funktioniert. Auch das Denken in Regelkreisen ist ein Denken, eine epistemische Konstellation, ein Diskurs, eine Version, das unfassbar Reale mit Bedeutung anzureichern. Auch diese Ordnung des Wissens wird irgendwann an jenem Realen scheitern – oder tut es bereits. Foucaults Analysen zur Disziplin, zum Gefängnis und zur Sexuali-

¹⁶ Baudrillard: *Oublier Foucault*, S. 42.

¹⁷ Ebd., S. 22.

¹⁸ Claus Pias: *Zeit der Kybernetik – eine Einstimmung*, in: ders. (Hg.): *Cybernetics – Kybernetik. The Macy-Conferences 1946–1953*, Bd. I: *Transactions/Protokolle*, Zürich/Berlin: Diaphanes 2003, S. 9–42, hier 25.

tät mögen zwar mittlerweile aus der Zeit fallen. Feedback, Kontrolle, System und vor allem Information haben die produktive Formung von Körper und Geist mehr oder weniger abgelöst oder substantiell verändert. Und Foucault hat vielleicht dazu beigetragen, Macht und Wunsch zu verknoten. Sein Blick bleibt jedoch auf andere Weise aktuell. Man mag hier auf die klassische und etwas altbackene Unterscheidung von Form und Inhalt zurückgreifen: Die Maschen der Macht sind vielleicht neu, die Form ihrer Analyse stolpert immer noch in Foucaults Fußstapfen.

Und dennoch: Ein Film wie *Lucy* reflektiert das Subjekt – und das menschliche Denken überhaupt – nur noch als Informationsverarbeitung und den Körper als fehlerhaften Ausdruck einer eigentlich idealen Schaltlogik, als Bio-Ballast. All das entzieht sich einer Foucault'schen Analyse. Vielleicht geht es weniger darum, Foucault zu historisieren oder zu vergessen. Vielleicht sollte es viel mehr darum gehen, ihn in Bezug auf seine Machtanalytik zu verraten. Was Slavoj Žižek mit Kant anzustellen versuchte, lässt sich auch auf Foucault übertragen. Žižek schreibt (und ich tausche hier nur die Namen Kant und Foucault): "Entweder man hält sich an den Buchstaben und arbeitet das System weiter aus [...]; oder man versucht, den schöpferischen Impuls zurückzugewinnen, den Foucault selbst mit der Verwirklichung seines Systems verraten hat (das heißt, man versucht an das anzuschließen, was bereits in Foucault selbst über Foucault hinaus enthalten war, was über sein ausdrückliches System hinausging und was dessen exzessiven Kern bildet)."¹⁹

Der kritische Geist ist kein bisschen verstaubt, genauso wie die Idee, auf radikale Weise die Gegenwart als kontingentes Produkt der Geschichte zu verstehen. Und die eben entwickelte Argumentation wäre ohne eine sedimentierte Foucault-Lektüre nicht zustande gekommen. Die konkrete Analyse, wie Macht funktioniert und wie das Subjekt gedacht, gemacht und regiert wird, bedarf dennoch einer Erneuerung oder zumindest einiger Ergänzungen. Und eine politische Kritik der Gegenwart lässt sich nur noch schwer mit *Überwachen und Strafen* bewerkstelligen. Dafür scheint der etwas in Vergessenheit geratene Baudrillard reichhaltig. Aber das ist ein anderes Thema.

¹⁹ Slavoj Žižek: *Auf verlorenem Posten*, übers. v. Frank Born, Frankfurt/M: Suhrkamp 2009 [engl. 2008], S. 202.